

»... NICHT STERBEN, SONDERN LEBEN...«

Jahrestagung 1996 der Luthergesellschaft in der Lutherstadt Eisleben am
23. und 24. September 1996

Von Ulrich Kronenberg

Die Jahrestagung der Luthergesellschaft fand in diesem Jahr in der Geburts- und Sterbestadt des Reformators statt. Das Seminar, zu dem Teilnehmer aus ganz Deutschland und aus dem Ausland angereist waren, wurde durch eine Begrüßung des Geschäftsführers, *Pfr. Dr. A. Pawlas*, eröffnet.

Den ersten Vortrag hielt *Professor Reiner Sörries* von der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V. Sörries ist zugleich Direktor des Museums für Sepulkralkultur in Kassel, das 1993 eröffnet wurde. Das Thema seines Vortrages lautete: »Die mittelalterliche Sterbekunst und unser verwildertes Sterben«.

Sörries warf zu Beginn seiner Ausführungen, die von zahlreichen Dias begleitet wurden, die Frage auf, ob die viel beschworene Verfallstheorie der Sterbekunst, der *Ars bene moriendi*, so stimme. In Zeiten der anonymen Bestattungen und der Schadstoffnormen für Krematorien sei oft zu hören, daß der »moderne Mensch« mit dem Sterben und dem Tod nicht mehr umgehen könne. Die beliebte Fiktion »früher war alles besser« sei – seiner Ansicht nach – diesbezüglich sehr fragwürdig. Sörries verwies auf die »Pornographie des Todes«, die täglich in den Medien serviert würde. Dagegen nach einem Wiederbeleben alter Sitten zu streben, erscheine ihm unsinnig.

In einem ersten Hauptteil seines Vortrages stellte Sörries die Sterbekunst des Mittelalters dar. Er wies zugleich darauf hin, daß man nur relativ wenig darüber wisse. Im Mittelalter habe die *Ars moriendi* Eingang in Literatur und Kunst gefunden. In den mittelalterlichen Darstellungen seien meist fünf Gegensatzpaare zu finden: 1. *Die Versuchung und die Tröstung des Sterbenden*. 2. *Der Zweifel und die Stärke des Sterbenden*. 3. *Die Ungeduld im Leiden und die Ermahnung zur Geduld im Leiden*. 4. *Die Hoffahrt und die Demut des Sterbenden*. 5. *Die Sorge um das zeitliche Gut und das Sorgen um das Heil in der Ewigkeit*.

Die zumeist anonymen Darstellungen der *Ars moriendi* entstanden zumeist in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Sörries wies darauf hin, daß Tod und Gericht immer im Zusammenhang verstanden wurden. Die Entscheidung über das Schicksal des Sterbenden wurde in diesem Verständnis sehr auf die Stunde des Sterbens zugespitzt. Das Leben des Sterbenden stand dahinter zurück. Der Augenblick des leiblichen Sterbens wurde als für Heil oder Verdammnis entscheidend verstanden. Das Sterbebett wurde so zur Bühne

eines Dramas. So sei auch die große Angst vor dem Jenseits am Ausgang des Mittelalters entstanden, mit der die Reformation konfrontiert wurde. Gleichzeitig sei auch ein starkes Vertrauen der Menschen auf die Kirche und die Gnadenmittel entstanden. Der berühmte Ablass erfuhr durch diese Entwicklung ebenfalls eine Aufwertung. Weil man Furcht vor dem plötzlichen und unerwarteten Tod hat, den sich heute so viele Zeitgenossen wünschen, entstanden in dieser Zeit so viele Darstellungen des hl. Christophorus. Sörries verwies darauf, daß das Aufblühen der Ars moriendi die kirchliche Macht im Mittelalter sehr förderte. Er betonte, daß Stiftungen und Hinterlassenschaften an die Kirche bei Todesfällen in der Regel 50% der Erbmasse betrogen. Unter Hinweis auf die Schrift von Norbert Ohler »Sterben im Mittelalter« (1990) sagte Sörries: »Die Wirklichkeit des Sterbens sah anders aus, als man sich das heute so denkt. Man weiß sehr wenig, wie es sich damals starb«.

Als Reaktion auf die aufblühende neue Kunst entstand dann die Gattung der Totentänze; nach der oft verklärenden Romantisierung verwiesen sie auf den Triumph des Todes. Sörries sagte, die Zeit vor Luther sei gedrängt von Todesdarstellungen. Das Verweisen auf die eigene Handlungsweise, auf das Verdienen der Seligkeit, habe Zweifel und Unruhe bei den Menschen des Mittelalters geschürt. Tod sei Transformation gewesen, ein Durchgang, doch mit zweifacher Möglichkeit des Ausganges.

Im zweiten Hauptteil seines Referates behandelte Sörries »unser verwildertes Sterben«. Er betonte, daß die heute gefürchteten Faktoren der »Apparate-Medizin« auch Vorteile hätten: während 1830 das Durchschnittsalter bei 33 Jahren lag, liege es heute bei 75,4 Jahren. Das institutionalisierte Sterben von 80% aller Bundesbürger in Krankenhäusern und Heimen sei die zwangsläufige Folge davon. Sörries warnte davor, die Vergangenheit zu idealisieren, weil man damit die Gegenwart dämonisiere: »Wir können dem Tod den Stachel nehmen durch die Verbesserung der Rahmenbedingungen, doch löst dies nicht zugleich alle Probleme«. Diesbezüglich wies er auf die »Entsorgungsmentalität der Verstorbenen« und die mangelnde Fähigkeit zur Trauer hin. Wer Ursachenforschung betreibe, stelle bald fest, daß eine menschenwürdige Stellung zum Tod oft fehle. »*Der Tod braucht eine geistliche Dimension*«, schloß Sörries diesen Abschnitt seiner Ausführungen.

In einem dritten und letzten Teil ging Sörries auf Lösungsansätze ein, die er dreifach unterteilte: zum ersten sei dies eine *politische Frage*: Krankenkassen würden zu Gesundheitskassen mutieren. Das Sterbegeld sei faktisch abgeschafft. Zwar habe sich die Einsicht durchgesetzt, daß ambulante und stationäre Hospize notwendig seien, doch fehle der Politik das Erkennen der Komplexität von Trauer-, Friedhofs- und Bestattungskultur. Zum zweiten sei dies eine *gesellschaftspolitische Frage*, die jedoch alle Hoffnungen auf

die seit 1967 aufblühende Hospizbewegung und die Palliativtherapie richte. Sörries wies auf die umstrittene These der Sterbeforscherin E. Kübler-Ross hin, daß das Sterben seinen Schrecken verlieren könne. Der Tod als »Umziehen in ein anderes Haus« und das Leitbild des »sanften und milden Hinübergleitens« sei keineswegs realistisch, sondern eine Idealisierung.

Im dritten Unterpunkt ging Sörries auf die Rolle der *Kirchen* ein, die bis in das 19. Jahrhundert hinein ein Monopol der Bestattung gehabt haben und bis heute vielfach als fester Eckpfeiler beim Sterben angesehen werden. Auch sei die christliche Bestattung die am meisten geforderte Kasualie. »Doch die Kirche tut sich schwer damit«, sagte Sörries. Schon Perikles habe gesagt, daß am Umgang mit den Toten ein Volk gemessen werde.

Das sog. »Image der modernen Kirche«, sagte Sörries, passe jedoch oft nicht zur Trauerkultur, da sich die Kirchen heute gerne in einer »Zuwendung zum Leben« verlieren würden. So komme es, daß gerade die Bestattung zum ungeliebtesten Dienst der Pfarrerschaft geworden sei. Ein Umdenken in dieser Frage sei in den Kirchen nur sehr zögerlich festzustellen. Abschließend erinnerte Sörries an ein Forum der Deutschen Bestattungsunternehmen, das 1992 unter dem Thema »Bestattung und Kirche« in Braunschweig stattfand und auch durch hohe Vertreter der Kirchen (Sörries nannte die Bischöfe Lehmann und Müller) sehr gefördert worden sei.

Zusammenfassend schloß Sörries mit den mahnenden Worten, daß ein gottesfürchtiger Umgang mit den Toten gefordert sei; dazu sei Rückbesinnung auf Traditionen sehr notwendig, aber zugleich auch durch Romantisierung gefährdet. Sörries verteilte unter den Seminarteilnehmern einen »Leitfaden für die kirchliche Trauerarbeit und Totenfürsorge«. In 19 Punkten werden hier gezielt Aufgaben von Pfarramt und Kirche thematisiert, die oft vernachlässigt werden. Die Ausführungen Sörries' stellen gerade die kirchliche Beerdigungspraxis in Frage, da hier oft routiniert oder auch bisweilen lieblos vorgegangen wird.

Den zweiten Vortrag hielt *Dr. Werner Thiede* (Stuttgart) zum Thema »*Tod und postmortale Hoffnung bei Luther und in der modernen Esoterik*«. In einleitenden Sätzen ging Thiede darauf ein, daß die moderne Reinkarnationstheologie stark gewachsen sei. Er verwies auf den Umsatz an esoterischen Utensilien, der heute in Deutschland jährlich 500 Millionen Mark betrage. Esoterik sei zu einer Art »Zivilreligion« herangewachsen. Kirche, so Thiede, müsse endlich angemessen darauf reagieren.

Im ersten Teil seiner Ausführungen ging der Referent dann auf »*Tod und postmortale Hoffnung bei Martin Luther*« ein. Luther, so Thiede, erfasse die geistliche und fleischliche Dimension des Todes. Das Leben nach dem Tode beginne für Luther schon vor dem Tod. Für den Glaubenden hat die Zukunft

schon begonnen, denn für ihn ist die Sünde besiegt und schon ausgetan. »Der Tod hat nichts mehr an uns; wir leben bereits im ewigen Leben, sehen es nur noch nicht«. Sterben ist bei Luther ein Gerichtshandeln Gottes am Menschen: da fühlen wir den Zorn Gottes: »Ein anderer führt dich, wohin du nicht willst«¹. Thiede hob hervor, daß es bei Luther keine Verharmlosung des Sterbens und des Todes gebe wie in der verklärenden Esoterik: Es bleibt das »Tödlein«. Und Jesus Christus will die Brücke dahin² sein. Man könne dies an Luthers wechselnder Stellung zum Purgatorium sehen, so Thiede. Die 95 Thesen³ seien noch von diesem Denken klar beeinflusst; Luther habe die Lehre des Fegefeuers nicht bestritten. 1519 in der Leipziger Disputation sei dies bereits anders: in dieser Zeit habe ein Umdenken bei Luther stattgefunden. In den Schmalkaldischen Artikeln⁴ von 1537 widerspreche Luther dieser Lehre ausdrücklich und schreibe die alleinige Rettung Jesus Christus zu. »Je länger, je weniger akzeptierte er spiritistische Anschauungen, die er als Teufelsbetrug brandmarkte: nichts über Jesus Christus hinaus.« Es gebe keinen Ort zwischen Tod und Auferstehung. So komme es zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Tote sollten, nach Luther, besser Schläfer heißen, denn nur der Leib sterbe ab. Nur in Gott sei eine bleibende Realität. So sei der Sarg als der Schoß Jesu Christi zu betrachten und in der Hand Gottes gebe es für die Verstorbenen keine besondere Zeit. Luther bestritt ein Empfinden oder ein Bewußtsein in diesem Zustand. Erst mit der Auferstehung werde es ein Wiedersehen und ein Erkennen geben. Dies mündet in die christlich-ganzheitliche Hoffnung der Neuschöpfung. Thiede schloß diesen Punkt seines Vortrages mit der Feststellung, daß die Esoterik boome, weil in den christlichen Gottesdiensten von diesen elementar-christlichen Hoffnungen nichts zu spüren sei. Wieder kam das Seminar – wie schon beim Vortrag von Sörries – an den Punkt, daß die große Weltverfallenheit der Kirche geistliche Defizite und Versagen begründe und verursache.

Im zweiten Abschnitt seiner Ausführungen ging Thiede auf die *postmortalen Hoffnungen der Esoterik* ein. Sie müsse man in ihrem historischen Zusammenhang sehen, so Thiede, denn die moderne Esoterikbewegung sei nicht vom Himmel gefallen oder aus dem Boden gestampft, vielmehr gewachsen. Seit Nikolaus Kopernikus (1473–1543)⁵ sei sie wirksam geworden.

¹ Joh 21,18.

² Relationsontologisch.

³ WA I, 233 ff.

⁴ WA 50, 192 ff.

⁵ RGG 3. Aufl. 4, 3.

Drei Jahreszahlen markierten die Bedeutung von Entstehung und Wachsen der esoterischen Bewegung: 1748, 1848 und 1948.

Am 27. 8. 1748 begannen die Geisteroffenbarungen Emanuel Swedenborgs (1688–1772)⁶. Dieser begründete den modernen Spiritismus, obwohl er sich selbst als den wiederkommenden Christus sah. Swedenborg relativierte die Theologia Crucis dahingehend, so Thiede, daß der Kreuzestod Jesu für den Menschen die Möglichkeit der Entscheidungsfrage offen halte. Dies stehe, so Thiede – unter Hinweis auf Luthers Auseinandersetzung mit Erasmus von Rotterdam um den freien Willen⁷ – in krassem Gegensatz zu lutherischer Lehre. In seiner Neuoffenbarung sah Swedenborg das Sterben als Hinübergehen in die Geisterwelt als Fortsetzung des irdischen Lebens. Dies steht in schroffem Gegensatz zu Luthers Gnadenlehre. Swedenborg ersetzte die christozentrische Perspektive durch die anthropozentrische. Er bagatelisierte den Tod und sah den Menschen als autonom an. Aus dieser Lehre folgten große Wirkungen: Thiede führte aus, daß seine neue Kirche und in deren Gefolge das Universelle Leben und der moderne Spiritismus entstanden seien.

Das Jahr 1848, so Thiede, wurde zum Durchbruch des Spiritismus. Neben dem Kommunistischen Manifest von Karl Marx, der Februarrevolution und der Märzrevolution entwickelte sich durch die berühmten Klopfsignale des John Will das spiritistische Zirkelwesen. Dies wurde durch den damals beginnenden Siegeszug der Naturwissenschaften gefördert. 1853 gab es in den USA bereits ca. zwei Millionen Spiritisten. Im 20. Jahrhundert habe dies den Sieg des Reinkarnationsgedankens vorbereitet. So habe 1948 durch die Schrecken der Weltkriege der Spiritismus neuen Aufschwung erhalten. Auch begann in dieser Zeit die UFO-Bewegung ins Leben zu treten: »Der Himmel wurde der Transzendenz beraubt«. In dieser Zeit begann auch der Science-Fiction Autor Ron Hubbard sein legendäres Buch Dianetics zu veröffentlichen. Die Reinkarnationslehre bezeichnete Thiede als Wurzel der Scientology-Bewegung: es sei eine Reinkarnation in neuem Gewand. Technik und Glaube seien hier vereint worden – gewissermaßen eine »Erlösung per Technik«. Der krasse Gegensatz zur christlichen Lehre sei zu erkennen an Luthers letzten Zeilen, daß wir Bettler sind und auch bleiben – aber *Bettler auf Hoffnung hin* – wie Thiede seine Ausführungen schloß.

Den letzten Vortrag des Seminars hielt am Morgen darauf *Professor Dr. Eberhard Winkler*, Halle, zum Thema »*Luther als Seelsorger und unsere*

⁶ RGG 3. Aufl. 6, 535 f.

⁷ De servo arbitrio. WA 18, 600–787.

moderne Seelsorge« im Gemeindesaal der Annenkirche, nachdem Superintendent Dr. Scheurich die Anwesenden begrüßt hatte.

Die Reformation sei als Seelsorgebewegung zu verstehen, so Winkler, weil sie Sorge um die Seelen gehabt habe. Diese Sorge sei bis heute das Motiv allen kirchlichen Tuns. Er verwies auf die neu erhobene Fragestellung, die der Lutherische Weltbund 1963 zum ersten Mal in dieser Form aufgeworfen habe: der moderne Mensch leide – im Gegensatz zum Menschen der Reformationszeit – nicht unter dem Zorn Gottes und seiner Sünde, sondern vielmehr unter dem abwesenden Gott. Luthers Fragestellung, wie man einen gnädigen Gott bekomme, sei der Frage, ob es diesen Gott gibt, der all das geschehen läßt, was geschieht, gewichen. Gerhard Gloege habe bereits darauf verwiesen, daß die Antwort darauf gegeben sei. »Was verbindet also unsere Seelsorge heute mit der Martin Luthers?« fragte Winkler.

In einem ersten Hauptpunkt ging er auf den Themenkomplex von *Individualität und Gemeinschaft* ein. Nur in der Seelsorge war Luther ein Individualist. Er zitierte hier die ersten Sätze Luthers aus den Invokavitpredigten: »Wir sind allesamt zum Tode gefordert, und es wird keiner für den anderen sterben, sondern ein jeglicher in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen. In die Ohren könnten wir wohl schreien. Aber ein jeglicher muß hier geschickt sein für sich selber in die Zeit des Todes, denn ich werde nicht bei dir sein und du nicht bei mir.«⁸ Individualität gelte nach Luther vor Gott – nicht vor den Menschen: im Sterben spitze sich dies zu. »Der Held des Gewissens« sei hier nicht erklärt, denn vielmehr habe die Aufklärung den Begriff der Gewissensfreiheit anders verstanden, als das an Gott und sein Wort gebundene Gewissen. Für Luthers Verständnis der Seelsorge seien die »14 Tröstungen für Mühselige und Beladene«⁹ ein Schlüsseltext, der jedoch weithin unbekannt sei. Winkler hatte eine eigens angefertigte Übersetzung dieses Textes vorab allen Seminarteilnehmern zukommen lassen. »Seelsorge geschieht durch die Gemeinschaft der Heiligen«, sagte Winkler und schloß sich Mohaupts Ausführungen vom Vortag über das Priestertum aller Getauften an¹⁰. Das tröstliche Gut der Gemeinschaft sei gegründet auf Jesus Christus: mit den geistlichen Augen werde der Trost entdeckt. Dies sei, so Winkler, ein entscheidendes Defizit unserer Kirche heute. »Dieser Gemeinschaft darf man sich rühmen«, man dürfe stolz sein dazuzugehören. Das Motiv der Gegenseitigkeit sei entscheidend in Luthers Briefseelsorge, fügte Winkler hinzu. Einen depressiven Menschen zum Glauben aufzufordern, sei nicht Luthers Weg gewesen und sei auch heute noch verkehrt. Wir

⁸ WA 10/III 1 ff.

⁹ WA 6, 130 ff.

¹⁰ Abgedruckt in diesem Heft.

müßten mit- und füreinander leiden, so Winkler, dies sei Luthers Weg gewesen, denn unsere Gaben hätten wir nicht nur für uns selbst empfangen sondern auch für andere: »Gott redet durch uns« – dies sei im Plural zu verstehen und beziehe – auch schon bei Luther – Frauen und Kinder mit ein. Seelsorge geschehe niemals durch einzelne Spezialisten, sondern durch die Gemeinschaft: diese Seelsorge gebe es überall im christlichen Leben und sie sei das Gegenteil der Professionalisierung heute, die oft viele Zusatzausbildungen fraglicher Art erfordere. Die Seelsorge der Gemeinde finde auch im Haus und bei der Arbeit statt. Dies gilt es für die Kirche neu zu entdecken, so Winkler. »Wenn Gespräche mit dem Pfarrer nur noch nach Terminabsprache möglich sind«, sei die Gemeinde gefordert, sagte Winkler.

In einem zweiten Abschnitt ging er auf den Situationsbezug der Seelsorge und das »Extra nos« ein: jede Situation sei einmalig, das sei die Stärke der modernen Seelsorge-Bewegung. Doch die Bezeichnung »Klient« sei falsch. Winkler verweist darauf, daß Luther ein feines Verständnis für Depressive hatte, da er selbst unter Depressionen litt. Luther empfahl Fröhlichkeit und kein »Anpredigen« des Hilfsbedürftigen. Das Anknüpfen an die Erfahrung sei bei Luther über das Gehörte hinaus geführt worden. Deshalb habe es bei Luther keinen Unterschied zwischen Seelsorge und Predigt gegeben. Der Inhalt beider sei der gleiche: die gültige Zusage des geschehenen Heils in Jesus Christus: »nos extra nos«: für uns außerhalb von uns. »Das ist die Wahrheit, die nicht täuschen kann«, sagte Winkler. Hier sei das mystische Element Luthers: Der Glaube versetzt uns außerhalb von uns selbst. Dies kann nur in Wort und Sakrament geschehen. Das Aufblühen der Abendmahlsfrömmigkeit in jüngster Zeit sei ein eindeutiger Beleg für den geistlichen Hunger der Gemeinden, sagte Winkler. Deshalb brauchen wir heute wieder seelsorglich wirksame Gottesdienste, mit anderen Worten: die Verbindung zur Transzendenz.

Im dritten Teil seiner Ausführungen ging Winkler auf den Zusammenhang bzw. Gegensatz von Humanität und Christozentrik ein. Das Problem sei es, spezifisch Christliches in der Seelsorge zur Sprache zu bringen. Wo könne beim Sterben von der Auferstehung gesprochen werden, fragte Winkler. Dies sei immer aufs Neue eine seelsorgerliche Herausforderung. Und hier liege zwischen dem 16. Jahrhundert und dem 20. ein tiefer Abgrund. Die entscheidenden Fragen seien hier: Was bin ich? Wozu bin ich da? Wie kann ich im Elend fröhlich leben? Hier blieben wir oft beim Gesetz stehen, so Winkler. Im Umweltdenken und den gängigen ethischen Maßstäben würden oft Imperative formuliert, die jedoch als Anweisungen sinnlos seien. Aus dem humanen Imperativ kann ein Inhumanum werden. Die Frage sei, wie man sich um Humanität bemühen könnte, ohne zugleich – durch ethische Imperative – zynisch zu wirken, fragte Winkler. Die Antwort Luthers

finde er in dessen Worten an Melanchthon: pecca fortiter – sündige tapfer: ABER VERTRAUE AUF JESUS CHRISTUS! Luthers Seelsorge sei christozentrisch ausgerichtet, da er der Trost in Person sei: Nur im Aufblicken auf seine Gerechtigkeit kann das Evangelium gepredigt werden: »Das ist Evangelium. Das ist Sterbenswort!« Die moderne Vorbildideologie überfordere den Menschen, wenn er so humanitäre Leistungen aus sich selbst heraus vollbringen solle, das Trotzdem, das christliche Dennoch, sei Luthers Antwort auf diesen ethischen Zwiespalt, der sich heute im Raum der Kirchen finde.

In einem vierten Abschnitt ging Winkler auf die Hilfe zur Freiheit ein und diesbezüglich auch auf die Kirchengleichheit. Winkler erinnerte an die Worte Oswald Bayers, der sagt »Wir erfreuen uns ja der Freiheit, für die Luther kämpfte«. Diese Freiheit sei jedoch zumeist innerweltlich mißverstanden worden. Luther habe gerade seiner Freiheitsschrift von 1520 »Von der Freiheit eines Christenmenschen«¹¹ hier in der Doppelthese bezeugt, daß Freiheit nie auf Kosten der schwachen Gewissen durchgesetzt werden dürfe. Luther selbst, so führte Winkler aus, litt unter der Fehlinterpretation seiner Freiheitsthese, die man interpretiert hat: »Gnade kostet ja nichts«!: So entstand bereits im 16. Jahrhundert die Kirchengleichheit. Luther sah das als Korrektur für ein Versäumnis der Prediger an. Kirchengleichheit sollte von der falschen schwärmerischen Freiheit, die zur weltlichen Aufsässigkeit verleitet, zur wahren evangelischen Freiheit führen. Doch wurde dies schon im 17. Jahrhundert zur Maßregelung unbequemer Ansichten mißbraucht und ist bis heute in vielen Fällen zweifelhaft geblieben, sagte Winkler. Was helfe es, einen Gleichgültigen vom Genuß der Sakramente auszuschließen, die er sowieso nicht begehre, fragte Winkler zu Recht. »Wir stehen in diesem Erbe, ob wir wollen oder nicht« verdeutlichte er die Problematik. Wir stehen in der Fortsetzung der Freiheit, die Führung braucht, Freiheit, die nur der im Glauben an Christus Gebundene zu ertragen vermag: hier sei die Nähe heute zu Martin Luther sehr groß und beinhalte eine große Chance für uns.

Die Tagung schloß dann mit einer Besichtigung von Luthers Sterbehaus.

Ulrich Kronenberg, Dietrich-Bonhoeffer-Platz 5, 66482 Zweibrücken

¹¹ WA 7, 20–38.